

dtv Taschenbücher 36104

## Lakota Woman

Die Geschichte einer Sioux-Frau

von

Mary Crow Dog, Richard Erdoes, Gunter Riedel

1. Auflage

Lakota Woman – Dog / Erdoes / Riedel

schnell und portofrei erhältlich bei [beck-shop.de](http://beck-shop.de) DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 1998

Verlag C.H. Beck im Internet:

[www.beck.de](http://www.beck.de)

ISBN 978 3 423 36104 0

dtv

»Wenn man vorhat, auf die Welt zu kommen, muß man sich vergewissern, daß man weiß und männlich geboren wird. Es sind gar nicht so sehr die großen dramatischen Dinge, die uns zu Boden drücken, es genügt schon die Tatsache, daß man Indianerin ist und versucht, an unserer Lebensart und Sprache festzuhalten, während man von einer fremden, stärkeren Kultur umgeben ist.« Geboren 1955 in einem Indianerreservat, in äußerst desolate und ärmliche Verhältnisse, gehört Mary Crow Dog heute zu der Generation indianischer Amerikaner, die sich in der American Indian Movement (AIM) organisiert haben und ihre Rechte einfordern. Ihre außergewöhnliche Lebensgeschichte, die sie in lakonischem Ton, mitunter voll Zorn, voll Leidenschaft erzählt, aber auch mit Poesie und Humor, liest sich wie eine Skandalchronik jüngster amerikanischer Geschichte: Was sie vom Leben in South Dakota berichtet, von Polizeiwillkür und Behördenschikanen gegen Indianer, von offenem Rassismus, ist erschreckend. Sie zeigt aber auch eine junge Frau, die sich als Rebellin von Kind auf behauptet hat und schließlich in der AIM zu eigener Identität findet.

*Mary Crow Dog*, geboren 1955 in South Dakota, gehört mit ihrem Mann Leonard Crow Dog zu den führenden Mitgliedern der American Indian Movement.

*Richard Erdoes*, dessen Familie dem österreichisch-ungarischen Kaiserreich entstammt, studierte in Berlin bei Käthe Kollwitz und floh vor den Nazis nach New York. Dort verschrieb er sich der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und ist Autor zahlreicher Publikationen über heutige Indianer.

Mary Crow Dog  
**Lakota Woman**

Die Geschichte einer Sioux-Frau  
Aufgezeichnet von Richard Erdoes

Mit 22 Abbildungen  
Aus dem Amerikanischen von  
Gunter Riedel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Abbildungen stammen, wenn nicht anders vermerkt, von  
Richard Erdoes.

Um 22 Abbildungen erweiterte Ausgabe  
März 1994

7. Auflage Februar 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1990 Mary Crow Dog und Richard Erdoes

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Lakota Woman

Grove Weidenfeld, New York 1990

ISBN 0-8021-1101-7

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1992 Gustav Kiepenheuer Verlag GmbH, Leipzig und Weimar

ISBN 3-378-00501-7

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Richard Erdoes

Satz: IBV Satz- und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-36104-2

## Inhalt

1. Kapitel	
Eine Frau aus He-Dog . . . . .	7
2. Kapitel	
Unsichtbare Väter . . . . .	16
3. Kapitel	
Zivilisiert sie mit dem Stock . . . . .	31
4. Kapitel	
Saufen und Prügeln . . . . .	44
5. Kapitel	
Ohne Ziel . . . . .	56
6. Kapitel	
Wir wollen nicht gefallen . . . . .	73
7. Kapitel	
Das Verlangen nach einem Traum . . . . .	91
8. Kapitel	
Cankpe Opi Wakpala . . . . .	108
9. Kapitel	
Die Belagerung . . . . .	124
10. Kapitel	
Die Geister kehren zurück . . . . .	139
11. Kapitel	
Die Geburt . . . . .	150
12. Kapitel	
Sioux und Elefanten vergessen nie . . . . .	163
13. Kapitel	
Zwei abgeschlagene Hände . . . . .	178
14. Kapitel	
Cante Ishta – Das Auge des Herzens . . . . .	190
15. Kapitel	
Der Adler im Käfig . . . . .	205
16. Kapitel	
Ho Uway Tinkte – Du sollst meine Stimme hören . . . . .	231
Epilog . . . . .	249



## 1. Kapitel

### Eine Frau aus He-Dog

Ein Volk ist unbesiegt,  
solange die Herzen seiner Frauen  
nicht bezwungen sind.  
Sind sie überwunden,  
dann ist es am Ende,  
wie tapfer seine Krieger  
und wie gut deren Waffen  
auch sein mögen.

Sprichwort der Cheyenne

Ich bin Mary Brave Bird. Weil ich mein Baby während der Belagerung von Wounded Knee zur Welt gebracht habe, gab man mir den Namen Ohitika Win, Tapfere Frau, steckte mir eine Adlerfeder ins Haar und sang Tapferkeitslieder für mich. Ich bin eine Indianerin, eine Sioux. Das ist nicht leicht.

Ich bekam mein erstes Baby mitten in einem Feuergefecht, als die Kugeln durch eine Wand eindrangen und durch die andere wieder hinausgingen. Als mein neugeborener Sohn gerade einen Tag alt war und die Marshals tatsächlich gegen uns vorrückten, wickelte ich ihn in eine Decke und rannte auf und davon. Ein paarmal mußten wir uns auf die Erde werfen, und während ich das Baby mit meinem Körper schützte, betete ich: »Es ist schon recht, wenn ich sterbe, aber laß ihn bitte am Leben.«

Ich war noch geschwächt, als ich aus Wounded Knee kam, aber man steckte mich ins Gefängnis in Pine Ridge und nahm mir das Baby weg. Ich konnte nicht stillen. Meine Brüste schwellen an, wurden hart wie Stein und taten fürchterlich weh. Später, im Jahre 1975, drückten mir die Bundespolizisten die Mündungen ihrer M-16-Gewehre an den Kopf und drohten, mich wegzuputzen. Es ist hart, eine Indianerin zu sein.

Meine beste Freundin war Annie Mae Aquash, eine junge beherzte Frau aus dem Stamm der Micmac, die wunderschöne Kinder hatte. Für eine Indianerin ist es nicht immer von Vorteil, allzu tüchtig zu sein. Annie Mae wurde im Pine-Ridge-Reservat auf dem Grund eines Hohlwegs tot im Schnee aufgefunden. Die Polizei sagte, sie sei erfroren, aber in ihrem Kopf steckte eine Kugel vom Kaliber 0.38. Das FBI schlug ihr die Hände ab und schickte

sie zur Identifizierung der Fingerabdrücke nach Washington – die Hände, die meinem Baby auf die Welt geholfen hatten.

Auch meine Schwägerin Delphine, eine gute Frau, die ein schweres Leben gehabt hatte, wurde tot im Schnee gefunden, mit gefrorenen Tränen auf dem Gesicht. Ein Betrunkener hatte sie geschlagen, ihr dabei einen Arm und ein Bein gebrochen und sie hilflos im Schneesturm sterben lassen.

Meine Schwester Barbara ging in das staatliche Krankenhaus in Rosebud zur Entbindung, und als sie aus der Narkose aufwachte, entdeckte sie, daß sie gegen ihren Willen sterilisiert worden war. Das Baby lebte nur etwa zwei Stunden, und sie hatte sich so sehr gewünscht, Kinder zu haben. Nein, es ist nicht leicht.

Als ich als kleines Mädchen in der St.-Francis-Internatsschule war, pflegten uns die katholischen Nonnen für alles, was sie »Ungehorsam« nannten, mit einer Pferdepeitsche zu schlagen. Mit zehn Jahren konnte ich einen halben Liter Whiskey trinken und vertragen. Mit zwölf schlugen mich die Nonnen, weil ich »zu frei mit meinem Körper umgegangen« war. Alles, was ich getan hatte, war, mit einem Jungen Händchen zu halten. Mit fünfzehn Jahren wurde ich vergewaltigt. Wenn man vorhat, auf die Welt zu kommen, muß man sich vergewissern, daß man weiß und männlich geboren wird.

Es sind gar nicht so sehr die großen, dramatischen Dinge, die uns zu Boden drücken, es genügt schon die Tatsache, daß man Indianerin ist und versucht, an unserer Lebensart und Sprache, an unseren Werten festzuhalten, während man von einer fremden, stärkeren Kultur umgeben ist. Es genügt, daß man eine Iyeska ist, ein Halbblut, auf das die Weißen ebenso herabsehen wie die reinblütigen Indianer. Es genügt, daß man als Hinterwäldlerin in einer Stadt lebt und Ladendiebstähle begehen muß, um sich über Wasser zu halten. Vor allem aber genügt es, daß man eine Frau ist. Bei den Stämmen der Prärieindianer glauben gewisse Männer, daß eine Frau nur dazu gut ist, mit ihnen ins Bett zu kriechen und sich um die Kinder zu kümmern. Das entschädigt sie für alles, was ihnen die weiße Gesellschaft angetan hat. Einst waren sie berühmte Krieger und Jäger, aber der Büffel ist verschwunden, und man erntet nicht gerade viel Ruhm, wenn man eine Büchse Fleisch oder ab und zu ein Kaninchen auf den Tisch bringt.

Und was ihr Leben als Krieger angeht, so können einige Männer heutzutage nur noch auf eine Art Siege davontragen, indem sie nämlich einem anderen bei einer Kneipenprügelei die Vorderzähne ausschlagen. In alten Zeiten machte sich ein Mann dadurch einen Namen, daß er großzügig und klug war, heute aber hat er nichts, womit er großzügig umgehen könnte – keine Arbeit, kein Geld; und was unsere überlieferten Kenntnisse und Erfahrungen betrifft, wird unseren Männern von den weißen Missionaren, Lehrern und Arbeitgebern gesagt, das sei barbarischer Aberglaube, von dem sie sich trennen müßten, wenn sie in dieser Welt weiterkommen wollten. Die Männer sind gezwungen, getrennt von ihren Kindern zu leben, damit die Familie Kinderbeihilfe beziehen kann. Und so kommen diese Krieger betrunken nach Hause und verprügeln ihre Frauen, um ihre Frustration loszuwerden. Ich weiß, woher sie kommen. Sie tun mir leid, aber ihre Frauen bedaure ich noch mehr.

Aber fangen wir von vorn an: Ich bin eine Sioux aus dem Rosebud-Reservat in South Dakota. Ich gehöre zu den »Verbrannten Lenden«, dem Stamm der Brule oder Sicangu, wie wir sagen. Vor langer Zeit, so erzählt die Legende, wurde ein kleiner Trupp Sioux von Feinden umzingelt, die die Tipis und das Gras ringsum in Brand setzten. Die Sioux kämpften sich aus der Falle, verbrannten sich aber die Beine, und deshalb erhielten sie diesen Namen. Die Brule gehören zu den Sieben Heiligen Lagerfeuern, den sieben Stämmen der westlichen Sioux, die zusammengefaßt als Lakota bekannt sind. Die östlichen Sioux werden Dakota genannt. Sie unterscheiden sich durch ihre Sprache. Es ist die gleiche, nur daß da, wo wir Lakota ein L sagen, die Dakota ein D sprechen. In unserem Stamm gibt es folgenden Scherz: »Wie nennt man auf Dakota einen Reifen ohne Luft?« Antwort: »Einen Pdatten.«

Die Brule waren, wie alle Sioux, ein Pferde-Volk, wilde Reiter und Räuber, große Krieger. Zwischen 1870 und 1880 wurden alle Sioux in Reservate getrieben, eingezäunt und gezwungen, auf alles zu verzichten, was ihrem Leben Sinn gegeben hatte – auf ihre Pferde, ihre Jagd, ihre Waffen. Auf alles. Aber unter den Schneemassen der Verzweiflung glomm der kleine Funke unserer alten Überzeugungen und unseres Stolzes wei-

ter, manchmal ganz offen, und wartete auf einen warmen Wind, der den Funken wieder zur Flamme entfacht.

Meine Familie wurde in dem Reservat an einem kleinen Flecken angesiedelt, der nach einem berühmten Häuptling He-Dog genannt wurde. Ein paar He-Dogs leben noch immer dort. Eine alte Frau, die ich gekannt habe, wurde über hundert Jahre alt. Niemand wußte, wann sie geboren worden war. Auch sie selbst hatte keine Ahnung, sie wußte nur, daß es noch keine Volkszählung gegeben hatte, als sie auf die Welt kam, und daß man Indianern noch keine christlichen Vornamen gab. Ihr Name war einfach He-Dog, weiter nichts. Sie sagte immer zu mir: »Du hättest mich vor achtzig Jahren sehen sollen, als ich noch hübsch war.« Ich habe niemals ihr Gesicht vergessen – nur tiefe Falten und Furchen, aber auf seine Art schön. Auf jeden Fall sehr beeindruckend.

Von indianischer Seite her war meine Familie mit den Brave Birds und den Fool Bulls verwandt. Großvater Fool Bull war der letzte Mann, der Flöten herstellen und spielen konnte, die alten Flöten in Gestalt eines Vogelkopfes, die die Macht des Elchs besaßen, die Macht, ein junges Mädchen zu einem Mann unter die Decke zu locken. Fool Bull lebte ein ganzes langes Jahrhundert und starb 1976, fast bis zum letzten Tag an seinen Flöten schnitzend. Als ich noch ein Kind war, nahm er mich zu meinem ersten Peyote-Meeting mit.

Er konnte sich noch an das erste Wounded Knee erinnern, an das Massaker. Damals war er ein Junge, der mit seinem Vater, einem bekannten Mediziner, umherzog. Sie waren zu einem Platz in der Nähe von Wounded Knee gegangen, um an einem Geistertanz teilzunehmen. Sie trugen ihre bemalten Geisterhemden, die kugelfest machen sollten. Als sie sich Pine Ridge näherten, wurden sie von weißen Soldaten angehalten, unter denen ein paar von der Siebenten Kavallerie waren, dem alten Regiment von George Custer, die nun hofften, auch ein paar Indianer umbringen zu können. Der Trupp von Fool Bull mußte seine wenigen alten Vorderlader abgeben, die Bogen und Pfeile und selbst die Messer. Ihre Tipis mußten sie zu einem engen Kreis zusammengedrängt aufstellen, um den herum die Wagen aufgefahren wurden, und dann schlossen die Soldaten das ganze Lager ein und beobachteten sie genau. Es war kalt, so kalt, daß die Bäume

laut krachten, wenn der Frost ihre Stämme spaltete. Am nächsten Morgen machten die Leute ein Feuer, um sich aufzuwärmen und etwas Kaffee zu kochen, und dann hörten sie hinter dem Krachen der Bäume Gewehrfeuer, Salven, die ein Geräusch verursachten, als würde eine riesige Decke zerrissen, sie hörten Kanonendonner und das Rattern von Hotchkiss-Schnellfeuerge-  
wehren. Fool Bull erinnerte sich, daß die Erwachsenen in Tränen ausgebrochen waren und die Frauen jammerten: »Sie bringen unsere Leute um, sie schlachten sie ab!« Nur etwa zwei Meilen von dem Ort entfernt, an dem Großvater Fool Bull stand, wurden fast dreihundert Sioux – Männer, Frauen und Kinder – hingemetzelt. Später sah Großvater die Toten, alle in gespenstischen Verrenkungen steifgefroren, wie Hunde in einen Graben geworfen. Und er sah ein kleines Baby, das an der Brust seiner toten Mutter saugte.

Ich wünschte, ich könnte etwas über große Taten meiner Vorfahren berichten, wie sie am Little Big Horn kämpften oder bei Rosebud oder wie sie in der Grattan- oder Fetterman-Schlacht einen Handstreich ausführten, aber von der Geschichte meiner Familie vor 1880 ist wenig bekannt. Ich hoffe, daß einige meiner Urgroßväter gegen Custers Leute den einen oder anderen Sieg errangen, ich stelle mir das jedenfalls gern vor, aber ich weiß es nicht genau. Unsere Leute aus Rosebud spielten in den Schlachten gegen die Generäle Crook und Custer keine große Rolle. Und das war der Politik von Spotted Tail zuzuschreiben, dem allmächtigen Häuptling dieser Zeit. Spotted Tail hatte sich seine Adlerfedern als Krieger verdient, war aber als Gefangener nach dem Osten gebracht und ins Gefängnis geworfen worden. Als er Jahre später zurückkam, erzählte er, daß er die Städte der Weißen gesehen habe und daß es in einer einzigen von ihnen mehr Menschen gebe als bei allen Stämmen der Prärie zusammen und daß jede Fabrik der Wasičuns an einem einzigen Tag mehr Gewehre und Kugeln liefern könnte, als alle Indianer im ganzen Land besaßen. Es wäre zwecklos, meinte er, den Wasičuns Widerstand leisten zu wollen. Im kritischen Jahr 1876 ließ er durch seine indianische Polizei die meisten jungen Männer im Reservat bewachen und hinderte sie so daran, sich Sitting Bull, Gall oder Crazy Horse anzuschließen. Einigen Heißspornen, darunter ein paar Brave Birds, gelang es, sich davonzuschleichen, um nach

Montana zu gehen, aber viel mehr ist nicht bekannt. Als man uns in die Reservate gezwungen hatte, war es nicht mehr ratsam, sich an solche Dinge zu erinnern. Es hätte den Entzug unserer Rationen oder Schlimmeres bedeuten können. Aus dem gleichen Grund wurden viele Mitglieder meiner Familie Christen und paßten sich den Weißen an. Es brauchte viele Jahre, um diesen Prozeß wieder umzukehren.

Meine Schwester Barbara, die vier Jahre älter ist als ich, sagt, daß sie sich an meine Geburt erinnern kann. Es sei spät in der Nacht gewesen und es habe geblitzt und gedonnert und in Strömen geregnet. Damals hatten wir noch kein elektrisches Licht, nur die alten Kerosinlampen mit den großen Reflektoren, wir hatten kein Bad, keine Wasserleitung, kein Auto. Nur ein paar weiße Lehrer besaßen Autos. Ein Telefon gab es in He-Dog, im Handelsposten. Das ist noch gar nicht so lange her, wie man glaubt. Wie die meisten Sioux damals sollte auch meine Mutter zu Hause entbinden, glaube ich, aber irgend etwas war nicht in Ordnung – ich lag falsch, mit den Füßen nach vorn oder quer. Meine Mutter litt sehr und quälte sich stundenlang, bis schließlich jemand zum Handelsposten rannte und die Ambulanz anrief. Man brachte sie – uns – nach Rosebud, aber das Krankenhaus dort war noch nicht auf eine komplizierte Entbindung eingerichtet, man hatte damals, glaube ich, noch keine Chirurgie, und so mußte man Mutter den langen Weg nach Pine Ridge fahren, ungefähr neunzig Meilen weit, weil das dortige Stammeskrankenhaus größer war. So kam es, daß ich bei den Leuten von Crazy Horse zur Welt kam. Als meine Schwester Sandra geboren wurde, nahmen die Ärzte dort bei meiner Mutter eine Hysterektomie vor, das heißt, man sterilisierte sie ohne ihre Einwilligung. Das war zu jener Zeit und noch bis vor ein paar Jahren üblich und ist eigentlich kaum erwähnenswert. Nach Ansicht einiger Leute ist es ja um so besser, je weniger Indianer es gibt. Wie Oberst Chivington zu seinen Soldaten sagte: »Tötet sie alle, groß oder klein. Aus Nissen werden Läuse!«

Ich weiß nicht, ob ich eine Laus im Pelz des weißen Mannes bin. Ich hoffe es. Jedenfalls habe ich die stundenlangen Wehen meiner Mutter, die stürmische Fahrt nach Pine Ridge und die Nachlässigkeit der Ärzte überlebt. Ich bin eine Iyeska, ein Mischling, wie mich die weißen Kinder immer nannten. Als ich

größer wurde, hörten sie damit auf, weil es ihnen eine blutige Nase eingebracht hätte. Ich bin eine kleine Frau, nicht viel größer als einen Meter fünfzig, aber in einem Kampf kann ich mich behaupten, und bei einer Massenschlägerei mit Weißen kann ich ziemlich gemein werden und richtigen Schaden anrichten. Ich habe weißes Blut in mir. Wie oft wünschte ich mir, ich könnte mich davon reinigen. Als junges Mädchen habe ich mich oft im Spiegel betrachtet, um herauszufinden, wer und was ich bin. Mein Gesicht ist sehr indianisch, auch meine Augen und mein Haar, meine Haut aber ist sehr hell. Immer habe ich den Sommer herbeigesehnt, die Präriesonne, die Sonne der Badlands, daß sie mich bräunt und zu einer richtigen Rothaut macht.

Die Crow Dogs, die Angehörigen meines Mannes, haben solche Identitätsprobleme nicht. Sie brauchen keine Sonne, die sie dunkel brennt, sie sind reinblütig – die Sioux der Sioux. Ein paar Crow Dog-Männer haben Gesichter, die das Indianerporträt auf dem Fünf-Cent-Stück wie einen ausgebleichenen weißen Mann erscheinen lassen. Bei ihnen gibt es auch keinen Mangel an Legenden. Jeder Crow Dog, die Frauen eingeschlossen, scheint selbst eine Legende zu sein. An ihrem Stammsitz in Grass Mountain wurden sie lieber zu Ausgestoßenen, als daß sie sich dem weißen Mann angepaßt hätten. Sie konnten nicht gezähmt, nicht dazu gebracht werden, eine Krawatte zu tragen oder in eine christliche Kirche zu gehen. In all den langen Jahren, als indianische Kulthandlungen verboten waren und mit Gefängnis bestraft wurden, hielten sie unbeirrt an ihren Zeremonien fest, an ihren Dampfbädern und ihren heiligen Tänzen. Wann immer ein Crow Dog mit Verwandten zusammenkam, etwa den gleichfalls unbezwungenen, unverdorbenen Iron Shells, den Good Lances, Two Strikes, Picket Pins oder den Hollow Horn Bears, konnte man den Klang der Can Gleska, der Trommel, hören, die aller Welt verkündete, daß eine Sioux-Zeremonie abgehalten wurde. Es brauchte Mut und brachte Leid, die Flamme, den kleinen Funken unterm Schnee, am Leben zu erhalten.

Der erste Crow Dog war ein bekannter Häuptling. Auf seinem Schild waren zwei Kreise und zwei Pfeilspitzen abgebildet, um die Wunden zu bezeichnen, die er im Kampf davongetragen

hatte – zwei Kugeln der Weißen und zwei Pfeilverletzungen durch Pawnees. Als dieser erste Crow Dog einst verwundet im Schnee gelegen hatte, war ein Kojote gekommen und hatte ihn gewärmt, und eine Krähe war vor ihm hergeflogen und hatte ihm den Weg nach Haus gezeigt. Sein Name sollte eigentlich Crow Coyote sein, aber der weiße Dolmetscher verstand das falsch, und so wurden sie die Crow Dogs. Dieser Crow Dog wurde berühmt, weil er nach einem Streit über Stammespolitik einen rivalisierenden Häuptling tötete und dann freiwillig, die Frau neben sich im Buggy, über hundert Meilen weit nach Deadwood fuhr, um dort gehängt zu werden; berühmt auch deshalb, weil er bei seiner Ankunft erfuhr, daß das Oberste Gericht verfügt hatte, ihn freizulassen, da die Bundesregierung innerhalb der Indianerreservate keine Gerichtsbarkeit ausüben durfte und es für einen Indianer kein Verbrechen war, einen anderen Indianer zu töten. Später wurde Crow Dog Führer der Geistertänzer und konnte sich monatelang in den gefrorenen Höhlen und Hohlwegen der Badlands behaupten. Wenn also meine eigene Familie keine Geschichte hat, so gleicht die Familie meines Mannes diesen Mangel wieder aus.

Unser Land selbst ist eine Legende, vor allem das Gebiet um Grass Mountain, wo ich jetzt lebe. Der Kampf um unser Land steht im Mittelpunkt unseres Daseins, so wie er es in den letzten zweihundert Jahren gewesen ist. Ist erst einmal das Land verloren, dann sind wir es auch.

Die Sioux pflegten Berichte aufzubewahren, Bilderschriften auf Büffelhaut, die die Geschichte unseres Volkes von Jahr zu Jahr festhalten. Nun, das ganze Land ist eine einzige riesige Bilderschrift. Man kann nicht eine Meile gehen, ohne auf den heiligen Visionshügel irgendeiner Familie zu stoßen, auf einen alten Sonnentanz-Kreis, ein altes Schlachtfeld, einen Platz, an dem irgend etwas Erinnerungswertes geschehen ist. Meist ist es die Erinnerung an einen Tod, an einen stolzen Tod oder an einen im Suff. Unser Volk ist groß im Sterben. »Es ist ein guter Tag zum Sterben!« lautet unser alter Schlachtruf. Aber das Land mit seinen Hütten aus Teerpappe und den Außenklosetts, von denen nicht eines gerade steht, sondern sich hierhin oder dorthin neigt, ist auch ein Land, auf dem man leben kann, ein Land für gute Zeiten und Späße und Berichte von großen Taten der Vergangenheit.

Aber man kann nicht für immer abseits von den Taten der Sitting Bull und Crazy Horse leben. Man kann nicht ihre Adlerfedern tragen und ihre Legenden abschütteln. Man muß jetzt seine eigenen Legenden schaffen. Es ist nicht leicht.

## 2. Kapitel Unsichtbare Väter

Der Vater sagt es – E'yayo!  
Der Vater sagt es – E'yayo!  
Du sollst deinen Großvater sehen!  
Du sollst deine Verwandten sehen – E'yayo!  
Der Vater sagt es.  
A'te he'ye lo.

Kind, ich nehm dich bei der Hand,  
Kind, ich nehm dich bei der Hand,  
Du sollst leben,  
Du sollst leben!  
A'te he'ye lo.

Geistertanzlied

Die Indianer sind von jeher für ihren festen Familienzusammenhalt bekannt, die Mitglieder einer Familie kümmern sich umeinander, sorgen für die »Hilflosen«, für die Alten und besonders für die Kinder, die Generation von morgen. Selbst jetzt ist es bei denen, die an den Traditionen festhalten, üblich, daß, solange einer ißt, alle Verwandten mitessen. Niemand spart sein Geld auf, denn es gibt immer einen armen Verwandten, der sagt: »Kanji, ich brauche fünf Dollar für Essen und Benzin«, und solange noch ein einziger Dollar da ist, wird er nicht abgewiesen. Noch immer ist es heilige Pflicht, jeden Ankömmling zu beköstigen, und Sioux-Frauen scheinen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ständig zu kochen. Cousins vierten und fünften Grades berufen sich auf die Verwandtschaft und nehmen die Vorrechte, die damit verbunden sind, in Anspruch. Freier Unternehmergeist hat im Reservat keine Chance.

Im Mittelpunkt der alten Sioux-Gesellschaft stand die Tiyo-spaye, die erweiterte Familiengruppe, die elementare Jagdgemeinschaft, die die Großeltern, Onkel, Tanten, Schwäger und Schwägerinnen, Cousins und Cousinen einschloß. Die Tiyo-spaye war wie ein warmer Mutterleib, der alle umgab. Kinder waren nie allein, wurden ständig umsorgt, nicht nur von einer, sondern von mehreren Müttern, und mehrere Väter beobachteten sie und brachten ihnen etwas bei. Der leibliche Vater wählte einen zweiten Vater, einen angesehenen Verwandten mit besonde-

ren Fähigkeiten als Jäger oder Mediziner, der ihm helfen sollte, seinen Jungen großzuziehen; dieser Verwandte wurde auch »Vater« genannt. Für die Mädchen galt das gleiche. Eine besondere Stellung bei der Fürsorge für die Kleinen nahmen in unserem Stamm immer die Großeltern ein, weil sie ihnen mehr Zeit widmen konnten, wenn der Vater zur Jagd war und die Mutter als Hilfe beim Abhäuten und Ausweiden mitgenommen hatte.

Die Weißen zerstörten die Tiyospaye – nicht zufällig, sondern aus politischen Gründen. Der eng verbundene Clan, unerschütterlich in seiner althergebrachten Lebensweise, war ein Stolperstein auf dem Weg der Missionare und Regierungsagenten, seine Traditionen und Bräuche waren für das, was der weiße Mann »Fortschritt« und »Zivilisation« nannte, eine Barriere. Und deshalb riß die Regierung die Tiyospaye auseinander und zwang die Sioux in jene Familienform, die jetzt »Kernfamilie« genannt wird. Man nötigte jedem Paar seinen eigenen Landanteil auf und versuchte, ihm »die Vorteile eines gesunden Egoismus« beizubringen, »ohne den eine höhere Zivilisation unmöglich ist«. So wenigstens formulierte es ein Innenminister. Nun also begann die große Gehirnwäsche, und diejenigen, die ihr Gehirn nicht waschen lassen wollten, wurden weiter und weiter ins Hinterland abgedrängt, in Einsamkeit und Hungertod. Die Zivilisatoren leisteten ganze Arbeit, vor allem unter den Mischlingen, und setzten so lange die Methode Zuckerbrot und Peitsche ein, bis es weder die Tiyospaye noch die von den Weißen angestrebte »Kernfamilie« gab, sondern nur noch indianische Kinder ohne Eltern. Das einzige, was an die alte Sioux-Familiengruppe erinnerte, war, daß die Großeltern nun eine wichtigere Rolle als je zuvor spielten. Da es oft weder Vater noch Mutter gab, waren es die Alten, die die Kinder aufzogen – was ja nicht immer das schlechteste ist.

Mein Vater, Bill Moore, war zum Teil Indianer, zum größeren Teil aber Weißer, Franzose mit etwas spanischem Blut – spanischem, nicht mexikanischem. Er war bei der Marine und wurde später Trucker. Er lebt jetzt in Omaha, glaube ich. Alles, was von ihm blieb, ist sein Bild auf dem Kaminsims, das ihn in Marineuniform zeigt, ein hagerer Mann mit stechendem Blick. Er blieb nur so lange da, bis Mutter mit mir schwanger war. Dann erklärte er, daß er von dieser ganzen Babykacke genug habe, und

trennte sich von ihr. Er ging einfach weg. Er war weder an uns interessiert noch an den Kindern, die er mit einer anderen Frau hatte, die er auch nicht wollte und der Fürsorge überließ. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Geblieben ist also nur dieses eine Bild, um mich daran zu erinnern, daß auch ich – wie jeder andere – einen Vater habe. Meine Mutter sprach nie von ihm, mein Großvater – sein Vater – auch nicht. Ich weiß also nur, daß er von mir nichts wissen wollte und daß er trank. Das ist alles, was mir je über ihn erzählt wurde.

Ich habe ihn zweimal persönlich gesehen. Als ich elf war, kam er, um seinen Vater um Geld anzugehen. Das zweite Mal habe ich ihn gesehen, als er zur Beerdigung seines Bruders da war. Er sah durch mich hindurch, als ob es mich nicht gäbe. Seine Augen waren tot. Er fragte nicht einmal, wer ich bin. Eigentlich sagte er überhaupt nichts, sondern grinste nur, als ein paar Witze erzählt wurden, und sah aus, als ob er sich in seinen neuen engen Cowboystiefeln nicht wohl fühle. Nach der Beerdigung schüttelte er wortlos allen reihum die Hand und beeilte sich, wieder wegzukommen. Meine Mutter hatte sich 1954 von ihm scheiden lassen, als ich ein Jahr alt war.

Als ich neun oder zehn war, heiratete meine Mutter wieder. Der Stiefvater war noch schlimmer als mein leiblicher Vater, der wenigstens nicht da war. Mein Stiefvater war es. Er war ein Säufer und brachte uns Kinder zum Trinken, als ich ganze zehn Jahre alt war. Nachdem meine Mutter diesen Mann geheiratet hatte, wollte ich nicht mehr zu Hause bleiben. Mir gefiel die Art nicht, wie er mich anstarrte. Es war mir unangenehm. So hielt ich mich eben von Mutters Wohnung fern. Ich war lieber für mich allein, sorgte selbst für mich und haßte mich, weil ich ihm erlaubt hatte, mir das Trinken beizubringen. Bei den wenigen Gelegenheiten, wenn ich mal zu Hause war, geriet ich mit meiner Mutter stets in Streit und fragte sie: »Warum hast du diesen Mann geheiratet? Er ist kein Vater. Er liebt uns nicht. Er tut nichts für uns.«

Deshalb kamen meine Mutter und ich damals nicht miteinander aus. Ich war der geborene Rebell. Sie waren verheiratet, und ich konnte nichts dagegen tun. Also trank ich, und als ich älter wurde, riß ich aus, lebte wie ein Landstreicher und bestrafte meine Mutter auf diese Weise. Ich mußte erst reifer werden, meine Mutter aber auch. Jetzt kommen wir miteinander aus, mö-

gen uns wirklich und respektieren uns. Ich sehe ein, daß ich sehr intolerant war. Meine Mutter konnte sich nicht selbst helfen. Die kleinen Siedlungen, in denen wir lebten – He-Dog, Upper Cut Meat, Parmelee, St. Francis, Belvidere – waren Orte ohne jede Hoffnung, wo Körper und Seele Stück für Stück zerstört wurden. Aus der Schule gingen viele von uns fast als Analphabeten ab. Es wurden uns keinerlei Fertigkeiten beigebracht. Das Land war an weiße Farmer verpachtet. Im Reservat gab es fast keine Jobs, und draußen stellten die Weißen keine Indianer ein, wenn sie es vermeiden konnten. Es gab in jenen Tagen für die Männer nichts zu tun, außer sich mit der Flasche zu beschäftigen. Sie waren psychisch verkrüppelt, und darum hatte meine Mutter auch keine große Auswahl, als es darum ging, sich einen Mann zu suchen. Die Männer hatten nichts, wofür sie lebten, also betranken sie sich und fuhrten in Autos ohne Scheinwerfer und Bremsen mit neunzig Meilen in der Stunde ziellos herum, um einen Krieger-tod zu sterben.

Wir waren sechs Kinder. Ein siebentes war als Baby gestorben. Zuerst kam meine älteste Schwester, Kathie, dann mein Bruder Robert, dann Barbara, die mir in ihrer Art zu leben am meisten ähnelt und fast die gleichen Erfahrungen gemacht hat wie ich. Dann kam ich und danach Sandra, die Jüngste. Nach ihr kam ein kleiner Junge, den wir adoptiert haben. Und das kam so: Meine Mutter besuchte aus irgendeinem Grund seine Eltern. Es war aber niemand zu Hause, außer diesem Baby, das schmutzig, vor Hunger schreiend und durchgeweicht in einer Schachtel unter dem Küchentisch lag. Ganz allein. Alle waren weg, höchstwahrscheinlich in der Kneipe. Das machte meine Mutter wütend, und irgendwie hat sie es fertiggebracht, daß wir das Baby adoptieren konnten. Es wurde sehr verwöhnt; was er wollte, bekam er auch. So wurde wenigstens ein Kind in der Familie verwöhnt.

Als Vater verschwand, wurde Mutter unsere einzige finanzielle Stütze. Um den Lebensunterhalt zu verdienen, ließ sie sich als Krankenschwester ausbilden. Nachdem sie die Ausbildung abgeschlossen hatte, fand sie nur in Pierre einen Job, etwa hundert Meilen weit entfernt. Und da es dort niemanden gab, der sich um uns gekümmert hätte, wenn Mutter auf Arbeit war, mußte sie uns bei den Großeltern zurücklassen. Manchmal fehlte

sie uns sehr. Wir sahen sie nicht oft, denn sie konnte nur selten nach Hause kommen, weil es keine Beförderungsmittel gab. Ein Auto konnte sie sich nicht leisten, und ohne ein Auto war es unmöglich, zu uns zu kommen. Wenn wir sie brauchten, war sie also nicht da, weil sie sich um weiße Patienten kümmern mußte. Richtig lernte ich sie erst kennen, als ich fast erwachsen war.

Wie die meisten Reservatskinder wurden wir von unseren Großeltern aufgezogen. Wir hatten Glück. Viele indianische Kinder werden in Heimen untergebracht. Manchmal geschieht das sogar dann, wenn Eltern oder Großeltern durchaus willens und fähig sind, für sie zu sorgen, die Sozialarbeiter aber behaupten, daß das Zuhause unzulänglich ist, oder wenn es Plumpsklos statt einer Wasserspülung gibt oder wenn die Familie einfach »zu arm« ist. Ein WC ist für einen weißen Sozialarbeiter wichtiger als eine gute Großmutter. Und so werden die Kinder zu Wasičun-Fremden gegeben, um »in einer gesunden Umgebung aufgezogen zu werden«. Auf diese Weise verlieren wir die Generation von morgen, und das gefällt uns gar nicht.

Wir hatten das Glück, gute, warmherzige Großeltern zu haben – bis auch wir in eine Internatsschule gesteckt wurden. Meine Großmutter war eine geborene Louise Flood, und sie war eine Sioux. Ihr erster Mann hieß Brave Bird. Ich habe später versucht, etwas über diesen Vorfahren herauszubekommen. Ich habe alle Geschichtsbücher der Lakota durchgesehen. Da gab es Brave Bears und Brave Bulls und Brave Wolves, aber keine Brave Birds. Ich hätte mich erkundigen sollen, solange Großmutter noch am Leben war. Sie wohnten auf dem ihnen zugewiesenen Land, weit draußen in der Prärie. Als Großmutter jung war, lebte der ganze Stamm von den Zuteilungen. Jeder Haushaltsvorstand hatte eine Bezugskarte und bewahrte dieses kostbare Stück in einem kleinen, wunderschön bestickten Brustbeutel auf, Beutel der Art, für die Sammler heute dreihundert Dollar bezahlen müssen. Einmal im Monat hatte jeder seine Zuteilung abzuholen – Kaffee, Zuckerhüte, Säcke mit Mehl, Schinken, der meist trocken war, aber stopfte und lange vorhielt, falls wir nicht um unseren Teil betrogen wurden. Manchmal gab es auch ein Stück Rindfleisch von lebendem Vieh, von den zähesten und magersten Tieren, die man sich vorstellen kann. Dieses Fleisch auf Beinen wurde in einen großen Korral getrieben, und dann durften unsere Männer für